

Grammatik und Idee in den Scardanelli-Gedichten Hölderlins*

Von Grete LÜBBE-GROTHUES (Einsiedeln)

*In memoriam
Roman Jakobson*

Die Gedichte, die Hölderlin in seinen letzten Lebensjahren mit dem Namen Scardanelli unterzeichnet hat, sind ein einzigartiges menschliches und künstlerisches Dokument. Es sind Schöpfungen eines Mannes, der seit mehr als 30 Jahren als Geisteskranker in Pflege und unter Aufsicht lebte. Die Gedichte sind umstritten, und neuerdings auch der Wahnsinn.

Der bisher letzte Versuch, die Gedichte als Kunstgestalten ernst zu nehmen und ihr Verstehen zu fördern, ist die konzentrierte Studie von Roman Jakobson (und mir als Mitarbeiterin) „Ein Blick auf *Die Aussicht* von Hölderlin“.¹ Der letzte Versuch, die Gedichte so gering zu achten, daß man sich um ihr Verstehen gar nicht bemühen müsse, findet sich in dem weit ausgreifenden Buch „Friedrich Hölderlin“ von Pierre Bertaux.²

Die These des französischen Germanisten, Hölderlin sei gar nicht wahnsinnig gewesen, interessiert hier nur, sofern sie sich auf die Bewertung der Scardanelli-Dichtung auswirkt. Gemäß Bertaux verblieb Hölderlin nach dem Verlust der Geliebten, dem Scheitern seiner politischen Hoffnungen und der daran geknüpften dichterberuflichen Pläne in freiwilligem kontemplativen Rückzug bei der Familie Zimmer im Asyl. Die Scardanelli-Gedichte sind „Versifikationen“ auf Bestellung, sie „verdienen es nicht, seinen Namen zu tragen, dieser ist ihm zu gut, und er ist sich dessen bewußt“. Die Unterzeichnung mit dem Namen Scardanelli kann deshalb „eher als ein Zeichen hoher Selbstbewußtheit denn als Symptom einer Depersonalisation bewertet werden“.³

Die Arbeit des Sprachwissenschaftlers Roman Jakobson ist in ihrer Bedeutung für das Hölderlin-Verständnis in der Literaturwissenschaft noch nicht erschlossen. Sie ist auch nicht leicht zu lesen und noch schwerer zu beurteilen: Einerseits analysiert sie ein einzelnes Gedicht so weitgehend (Kap. II–IV), daß bei einigen Unterscheidungen nur der an linguistischer Poetik speziell Interessierte folgen mag; zum andern greift sie aus in interdisziplinäre Probleme, wenn sie des kranken Hölderlin mündliche Äußerungen mit seinen gleichzeitigen poetischen Niederschriften kontrastiert und (in Kap. V) einen Beitrag zu „Rede und Sprache der

* Dieser Arbeit liegt ein Vortrag zugrunde, der im Juli 1981 an der Westfälischen Wilhelms-Universität, Fachbereich 23, in Münster gehalten wurde.

¹ In: Roman Jakobson, Hölderlin – Klee – Brecht, stw 162 (1976). Neudruck in: ders., Selected Writings III, The Hague (Paris, New York 1981) 388–446.

² Frankfurt a. M. 1978.

³ A. a. O. 196.

Schizophrenie“ leistet. Hier sind zur Beurteilung wiederum nur Spezialisten zuständig; so hat Leonardus van de Velde in seinem Aufsatz „Jakobson als Interpret Hölderlins“⁴ die Reichweite der Arbeit dargestellt und differenzierende Fragen aufgeworfen, in denen das Fachgespräch mit Linguisten, Psycholinguisten und Psychopathologen weitergeht.

Ich möchte, bewußt und überlegt, einen vergleichsweise einfachen Weg gehen und ohne Spezialkompetenz Jakobsons grammatischer Annäherung an die Semantik dieser Poesie eine semantische Annäherung an ihre Grammatik an die Seite stellen. Die hier versuchte Deutung beansprucht keine Originalität außer der, zwischen konträr scheinenden und sich als konträr verstehenden Sichtweisen und Wertungen vermitteln zu können.

Diese Arbeit nutzt Entdeckungen, an denen ich neben dem genialen Roman Jakobson mehr lernend als helfend teilgenommen habe. Aber der Linguist unterscheidet viel genauer, und es gehört zu seiner Disziplin, mit ausdrücklichen Deutungen zurückhaltend zu sein. Was Jakobson sagen wollte, liegt im genannten Aufsatz vor. Für alles, was ich im folgenden an Weniger und Mehr riskiere, trage ich die Verantwortung allein.

I. Die Gedichte: Überblick – Beispiele – Beschreibung

Die Große Stuttgarter Ausgabe zählt unter dem Titel „Späteste Gedichte“ 48 lyrische Einzelwerke auf, in der vermuteten Reihenfolge ihrer Entstehung. Das sind – neben einigen Stammbuchblättern, Plänen und Bruchstücken – die spärlichen Reste der massenhaften Niederschriften aus Hölderlins zweiter Lebenshälfte. Das meiste ist als wirr und wertlos verlorengegangen oder achtlos vernichtet worden. 1811 teilt ein Mitbewohner des Zimmerschen Hauses in einem Brief mit: „Der arme Hölderlin will auch einen Almanach herausgeben und schreibt dafür täglich eine Menge Papiers voll. Er gab mir heute einen ganzen Fascikel zum Durchlesen, woraus ich Dir doch Einiges aufschreiben will.“ Auf diese Weise sind die Gedichte Nr. 3–6 erhalten.⁵

Unter den 48 spätesten Gedichten bilden die letzten 27 eine einheitliche Kunstgestalt. Die Tabelle (S. 86–87), die eine Übersicht über poetische und grammatische Merkmale der Hölderlinschen Gedichtsprache jener Zeit ermöglicht, läßt die Einheitlichkeit der späteren und Unterschiede zur früheren Gruppe auf den ersten Blick hervortreten. Sie zeigt bei genauerem Lesen, daß die neue Form nicht übergangslos plötzlich da ist, sondern wie sie sich in Vers und Rhythmus vorbereitet. Aber seit etwa um 1838 der Name Scardanelli mit Ergebnisformel und Datum unter Gedichten auftaucht, erkennt man keine auffällige Veränderung mehr.

Aus den letzten 5–6 Lebensjahren sind mehr Gedichte erhalten als aus den 30 Jahren vorher. Der Dichter entsprach damit Bitten seiner Hausgenossen oder

⁴ In: Hölderlin Jahrbuch (1978–1979) 349–362.

⁵ Stuttgarter Ausgabe II, 2, 899.

auswärtiger Besucher. J. G. Fischer erinnert sich, wie er „um ein paar Zeilen zum Andenken“ bat: „Wie Ew. Heiligkeit befehlen“, sagte er [H.], „soll ich Strophen über Griechenland, über den Frühling, über den Zeitgeist?“⁶ Die Angewohnheit des Dichters, Besucher mit „Euer Gnaden“, „Hoheit“ oder „Majestät“ zu titulieren, verstand schon Hölderlins Hauswirt als ein Mittel, jedermann auf Distanz zu halten: Er bleibe dadurch für sich ein „freier Mann, der sich nix am Zeuge flicken läßt“.⁷

Den Namen Scardanelli deutet Jakobson in Verbindung mit der Untertänigkeitsformel als eine Kombination des eigenen Namens mit dem der dienernden Molière-Rolle Sganarelle. Jedenfalls wollte Hölderlin mit diesem und anderen Namen seinen angestammten verdrängen. Schon in den zwanziger Jahren hatte er zu Waiblinger gesagt, er heiße nun Killalusimeno.⁸ Gustav Schwabs Tagebuch hält unter dem Datum vom 21. Januar 1841 folgende Szene fest: „Heute war ich wieder bei ihm, um einige Gedichte [...] abzuholen. Es waren zwei, unter denen keine Unterschrift war. Zimmer's Tochter sagte mir, ich solle ihn bitten, den Namen Hölderlin drunter zu schreiben. Ich gieng zu ihm hinein und that es, da wurde er

⁶ StA II, 2, 925.

⁷ Nach G. Kühne (1838) StA VII, 3, 158.

⁸ Exkurs zu *Killalusimeno*.

Einwand gegen Bertaux' Deutung als ‚Kallilusomenos‘: das hätte Waiblinger, der auch Griechisch konnte, korrekt überliefert.

Vorüberlegung: Die Findung eines Ersatznamens muß sich – bewußt oder unbewußt – auf etwas abstützen; im weniger bewußten Fall kann man etwas dem diffusen Gefühl um so mehr Nahliegendes erwarten. Daß die Phantasie in Traumwörtern oft, zeigend und verbergend zugleich, mit Metathesen spielt, ist bekannt.

Experiment: Sprechen wir das überlieferte Wort auf der 1. und 3. Silbe betont (Killalusimeno), so ist es von [kílalosímíno] kaum zu unterscheiden. Dieses sechssilbige Wort ist aus denselben Lauten gebildet wie der sechssilbige Name Max Piccolomini:

M A K S P I K O L O M I N I	K I L A L O S I M I N O
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14	7 6 9 2 9 8 4 12 11 14 13 10

Überlegung: Das Schillersche Werk, 1799 uraufgeführt, 1800 gedruckt erschienen, hat Hölderlin mit hoher Wahrscheinlichkeit sofort gelesen. Er war bis Mai 1800 in Homburg und noch in Briefverbindung mit Susette Gontard. Aus der Abschiedsszene zwischen Max und Thekla:

Max:

O werden wir auch jemals glücklich sein?

Thekla:

Sind wir's denn nicht? Bist du nicht mein, bin ich

Nicht dein? [...]

Wir haben uns gefunden, halten uns

Umschlungen fest und ewig. [...]

[...]

Aus Himmelshöhen fiel es uns herab.

Es ist unmöglich, daß Hölderlin angesichts dieser von innen nie gefährdeten, von außen unlebbar gemachten Liebe nicht an sein eigenes Liebesschicksal gedacht hätte.

Hinweis aus den Dokumenten (LD 597 a StA VII, 3): E. Niendorf berichtet von einer Abendgesellschaft bei Gustav Schwab am 30. 6. 1842, wo „einige Züge aus Hölderlin's verglimmenden Tagen skizzirt“ wurden: „Wie man ihn Bibliothekar nennen muß [...] Wie er sehr oft ‚Ew. Heiligkeit‘ sagt, und noch öfter den Namen ‚Thekla‘ zwischen seine schauerlich abgebrochenen Sätze hineinbringt [...]“

Tabellarische Übersicht

Nr. Titel (Anfang)	Strophen × Zeilen	Versmaß Hebungen	Zäsur	Kadenz	Reim	1. P.	2. P.
1 (Freundschaft...)	1 × 7	tr/j. 4-7		w/m			
2 (Wenn aus der Ferne)	13 × 4	alk.		w/m		×	×
3 (Die Schönheit ist...)	1 × 4	jamb. 4		w/m	K		
4 Der Ruhm	3 × 4	jamb. 5-6		w/m	U P	×	
5 Auf die Geburt...	2 × 4	jamb. 4		w/m	K		×
6 (Das Angenehme...)	1 × 4	jamb. 5-6		w	P	×	
7 (An Zimmern)	1 × 4	jamb. 5		w	U	×	
8 (Wenn aus dem Himmel...)	7 × 4	alk.		w/m			
9 An Zimmern	2 × 4	alk.		w/m		×	×
10 Der Frühling	2 × 4	alk.		w/m			
11 Der Mensch	1 × 4	jamb. 5-6		w	U		
12 Das fröhliche Leben	5 × 8	Volksl. 4		w/m	K	×	×
13 Der Spaziergang	1 × 24	Volksl. 3		w/m	K	×	
14 Der Kirchhof	5 × 4	jamb. 5-6		w/m	U K		×
15 Die Zufriedenheit	11 × 4	jamb. 5-6		w	U P	×	
16 (Nicht alle Tage)	1 × 4	alk.		w/m			
17 Aussicht	4 × 4	jamb. 5-6		w	K P		×
18 (Dem gn. Herrn v. L.)	3 × 4	jamb. 5-6		w	K U		×
19 Der Frühling	4 × 4	jamb. 5-6		w	K		
20 Der Herbst	4 × 4	jamb. 5-6		w	K P U	×	
21 Der Sommer	3 × 4	jamb. 5-7		w	K U		
22 Der Frühling	2 × 4	jamb. 5-6	z	w	K		
23 Aussicht	1 × 8	jamb. 5-6	Z	w	U P		
24 Der Frühling	2 × 4	jamb. 4-6		w	P		
25 Höheres Leben	3 × 4	jamb. 5-6	Z	w	U P		
26 Höhere Menschheit	1 × 4	jamb. 5-6		w	K		
27 (Des Geistes Werden)	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	K U		
28 Der Frühling	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	P		
29 Der Sommer	1 × 8	jamb. 5-6	z	w	P		
30 Der Winter	4 × 4	jamb. 4-7		w(m)	K P U		
31 Winter	2 × 4	jamb. 5-6	z	w	U P		
32 Der Winter	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	U K		
33 Der Sommer	2 × 4	jamb. 5-6		w	P		
34 Der Frühling	2 × 4	jamb. 5-6		w	U P		
35 Der Herbst	3 × 4	jamb. 5-6		w	U P		
36 Der Sommer	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	P		
37 Der Sommer	2 × 4	jamb. 5-6		w	P		
38 Der Mensch	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	K U	×	
39 Der Winter	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	K P		
40 Der Winter	2 × 4	jamb. 5-6	z	w	P		
41 Der Winter	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	P		
42 Griechenland	1 × 8	jamb. 5-6	z	w	P		
43 Der Frühling	2 × 4	jamb. 5-6		w	P		
44 Der Frühling	2 × 4	jamb. 5-6	z	w	U P		
45 Der Frühling	2 × 4	jamb. 5-6	z	w	P		
46 Der Zeitgeist	1 × 6	jamb. 5-6	Z	w	P		
47 Freundschaft	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	P		
48 Die Aussicht	2 × 4	jamb. 5-6	Z	w	P		

Frage	Anruf	Ausruf	Subst. f. Belebtes, Namen	Datum	Formel	Unterschrift
			Mann, Kind, Herr, Künstler . . .			
×	×	×	Freundin, Jüngling, Nelke . . .			
			Kinder, Gott, Engel			
×			Gott, Söhne, Herz, Hüter			
	×	×	Vater, Kind, Seele			
		×	April, Mai, Julius			
			Gott			
		×	Herz, Schafe, Eichen, Veilchen			
×	×		Seele, Freund, Geliebte, Dädalus			
		×	Einsame			Hölderlin.
	×		Herz			
	×	×	Herz, Gottheit			
	×	×	Mann, Frau, Freunde, Grille . . .			
×			Weise, Männer, Auserwählte			
			Freunde, Jüngling			
	×		Edle, Würdigere			
		×	Herz, Vögel, Seele, Mann			
			Landmann			
				d. 3 ^{ten} März 1648.	M.U.	Scardanelli.
				Den 24. März 1671	M.U.	Scardanelli.
				d. 24 April 1839.	m.U.	Scardanelli.
						Scardanelli.
						Scardanelli.
					M.U.	Scardanelli
				d. 24 Mai 1778.		Scardanelli.
				d.25Dezember 1841.	D.u.	Scardanelli.
				d. 9 ^{ten} Merz 1940.	M.U.	Scardanelli.
				d. 15 Merz 1842	M.U.	Scardanelli.
				d. 15 ^{ten} Nov. 1759.		
				d. 24 Mai 1758.	m.U.	Scardanelli.
				d. 24 Mai 1758.		Scardanelli.
				d. 28 ^{ten} Juli 1842.	m.U.	Scardanelli.
				d. 24 April 1849	M.U.	Scardanelli.
				d. 24 Januar 1676.	M.U.	Scardanelli.
				d. 24 Januar 1743.	M.U.	Scardanelli.
				Den 24t. Mai 1748	M.U.	Scardanelli.
				d. 24 Mai 1748.	m.U.	Scardanelli.
				d. 20 Jan. 1758.	M.U.	Scardanelli.
				d. 24 Mai 1758.	M.U.	Scardanelli.
				24. Mai 1748.	M.U.	Scardanelli.
			(Freunde)	d. 20 Mai 1758.	M.U.	Scardanelli.
				d. 24 Mai 1748.	M.U.	Scardanelli.

ganz rasend, rannte in der Stube herum, nahm den Sessel und setzte ihn ungestüm bald da bald dorthin, schrie unverständliche Worte, worunter ‚Ich heiße Skardanelli‘ deutlich ausgesprochen war, endlich setzte er sich doch und schrieb in seiner Wuth den Namen Skardanelli darunter.“⁹

Die Unterschriftsformel lautet in der Regel: „Mit Unterthänigkeit / Scardanelli“ und ist von einem Datum begleitet, dessen Präzision der Angabe von Tag, Monat und Jahr kontrastiert mit Gleichgültigkeit hinsichtlich der wahren (konventionellen) Zeit. Der Schreibende greift nicht selten ein oder zwei Jahrhunderte zurück, auch mal ein Jahrhundert vor. Auffällig werden die Zahlen 2, 4 und 8 bevorzugt sowie deren Kombinationen 24 und 48. Die einfachen Paarzahlen 2, 4, 8 aber sind genau die, welche im typischen Bau der Scardanelli-Gedichte die Ordnung der Verse zu Paaren, Strophen und Doppelstrophen regeln. Es scheint da ein Symmetriebedürfnis zu walten und ein unwillkürliches formales Ordnen, welches im Bau der Gedichte überaus deutlich hervortritt, die Zufälligkeit der Datierung zumindest mitzusteuern.

Einige Beispiele sollen hier die Gruppe der 27 Scardanelli-Gedichte repräsentieren.

Der Frühling (Nr. 22)

Es kommt der neue Tag aus fernen Höhn herunter,
Der Morgen der erwacht ist aus den Dämmerungen,
Er lacht die Menschheit an, geschmückt und munter,
Von Freuden ist die Menschheit sanft durchdrungen.

Ein neues Leben will der Zukunft sich enthüllen,
Mit Blüthen scheint, dem Zeichen froher Tage,
Das große Thal, die Erde sich zu füllen,
Entfernt dagegen ist zur Frühlingszeit die Klage.

d. 3ten März 1648.

Scardanelli.

Winter (Nr. 31)

Wenn sich das Laub auf Ebenen weit verloren,
So fällt das Weiß herunter auf die Thale,
Doch glänzend ist der Tag vom hohen Sonnenstrale,
Es glänzt das Fest den Städten aus den Thoren.

Es ist die Ruhe der Natur, des Feldes Schweigen
Ist wie des Menschen Geistigkeit, und höher zeigen
Die Unterschiede sich, daß sich zu hohem Bilde
Sich zeigt die Natur, statt mit des Frühlings Milde.

d. 25 Dezember 1841.

Dero unterthänigster Scardanelli.

⁹ StA VII, 3, 205.

Der Herbst (Nr. 35)

Das Glänzen der Natur ist höheres Erscheinen,
 Wo sich der Tag mit vielen Freuden endet,
 Es ist das Jahr, das sich mit Pracht vollendet,
 Wo Früchte sich mit frohem Glanz vereinen.

Das Erdenrund ist so geschmückt, und selten lärmet
 Der Schall durchs offne Feld, die Sonne wärmet
 Den Tag des Herbstes mild, die Felder stehen
 Als eine Aussicht weit, die Lüffte wehen

Die Zweig' und Äste durch mit frohem Rauschen
 Wenn schon mit Leere sich die Felder dann vertauschen,
 Der ganze Sinn des hellen Bildes lebet
 Als wie ein Bild, das goldne Pracht umschwebet.

d. 15ten Nov. 1759.

Der Mensch (Nr. 38)

Wenn aus sich lebt der Mensch und wenn sein Rest sich zeigt,
 So ist's, als wenn ein Tag sich Tagen unterscheidet,
 Daß ausgezeichnet sich der Mensch zum Reste neiget,
 Von der Natur getrennt und unbenedet.

Als wie allein ist er im andern weiten Leben,
 Wo rings der Frühling grünt, der Sommer freundlich weilet
 Bis daß das Jahr im Herbst hinunter eilet,
 Und immerdar die Wolken uns umschweben.

d. 28ten Juli 1842. Mit Unterthänigkeit Scardanelli

Der Winter (Nr. 41)

Wenn sich der Tag des Jahrs hinabgeneiget
 Und rings das Feld mit den Gebirgen schweiget,
 So glänzt das Blau des Himmels an den Tagen,
 Die wie Gestirn in heitrer Höhe ragen.

Der Wechsel und die Pracht ist minder umgebreitet,
 Dort, wo ein Strom hinab mit Eile gleitet,
 Der Ruhe Geist ist aber in den Stunden
 Der prächtigen Natur mit Tiefigkeit verbunden.

d. 24 Januar 1743. Mit Unterthänigkeit Scardanelli.

Die Aussicht (Nr. 48)

Wenn in die Ferne geht der Menschen wohnend Leben,
 Wo in die Ferne sich erglänzt die Zeit der Reben,

Ist auch dabei des Sommers leer Gefilde,
Der Wald erscheint mit seinem dunklen Bilde.

Daß die Natur ergänzt das Bild der Zeiten,
Daß die verweilt, sie schnell vorübergleiten,
Ist aus Vollkommenheit, des Himmels Höhe glänzet
Den Menschen dann, wie Bäume Blüth' umkränzet.

d. 24 Mai 1748.

Mit Unterthänigkeit Scardanelli.

Wer sich von diesen Versen angerührt, zugleich aber irritiert und ratlos fühlt, wird kontroverse Reaktionen nicht unplausibel finden. Man braucht nur einzelne Fügungen aus ihrem poetischen Zusammenhang zu lösen, um zu demonstrieren, worauf wertende Charakterisierungen wie „dem Verstande unzugänglich“, „hilflose Banalität“, „Gezwungenheit“, „zwecklos zusammengewürfelte Worte“ sich stützen:

Der Sinn des Bildes lebet wie ein Bild.
Der Städte Breite erscheint besonders gut auf ungemessner Weite.
Der Ruhe Geist ist in den Stunden der Natur mit Tiefigkeit verbunden.
Tage ragen wie Gestirn in heitrer Höhe.

Wer aber nicht Sätze nach dem Maß gewohnter Sprache und Vernunft beurteilt, sondern für den Gesamteindruck des Gedichts als Atem und Ausdruck eines Geistes empfänglich ist, wird Einzelnes aus dem Ganzen zu entschlüsseln bereit sein. An Bettina von Arnims frühe Ahnung vom hohen poetischen Rang dieser Lyrik haben manche angeknüpft, die sich um Verstehen bemüht haben.

Auf dem im folgenden nachgezeichneten Verstehensweg blieb ich lange Zeit – wie zuvor schon neben Jakobson auf das letzte Gedicht (Nr. 48) – auf die Gruppe der spätesten Gedichte und auf die Dokumente aus der Krankheitszeit konzentriert. Wo ich bei späterem Lesen und Wiederlesen von Sekundärliteratur Förderung deutlich erfahren habe, sei es als Bestärkung, sei es als Herausforderung zu Differenzierung, ist das jeweils vermerkt.

Ich versuche eine Annäherung zunächst über eine Beschreibung charakteristischer Textmerkmale der 27 Scardanelli-Gedichte im Vergleich mit den vorhergehenden 21 Gedichten¹⁰ (vgl. Tabelle).

1) Der *Strophenbau*: Das typische Scardanelli-Gedicht hat 2 Strophen à 4 Zeilen oder 1 Strophe à 8 Zeilen. Der Vierzeiler ist das durchgängige gliedernde Prinzip auch bei den Gedichten, die weniger oder mehr Zeilen haben. In der Regel schließt der Vierzeiler mit einem Satzende, einzig in Nr. 35 findet sich ein Enjambement

¹⁰ Schon in B. Böschensteins Studie „Hölderlins späteste Gedichte“ in: ders., Studien zur Dichtung des Absoluten (Zürich 1968, vorher in HJb 14 [1965/1966]) werden die Gedichte der letzten fünf Lebensjahre von den vorhergehenden abgehoben. Auch U. Supprians psycholinguistische Untersuchung „Schizophrenie und Sprache bei Hölderlin“ diagnostiziert einen Sprachveränderungssprung im 68. Lebensjahr, in: Fortschritte der Neurologie/Psychiatrie 42 (1974) 615–634.

zwischen zwei Strophen. Nur ein Gedicht, Nr. 46, ist ein in drei Verspaare untergliederter Sechszweiler.

2) Das *Versmaß* sind fünf- oder sechsfüßige Jamben mit weiblicher Kadenz, also auftaktige Zeilen mit 11 oder 13 Silben.

x xx x x xx xx xx
 x xx xx x x xx xx xx
 x xx x x xx xx xx
 x xx x x xx xx xx
 x xx xx x x xx xx xx

Die Mischung der längeren und kürzeren Zeilen ist jeweils anders. Eine Zäsur der Zeilen vor der siebtletzten Silbe ist häufig; bei 12 Gedichten ist sie obligatorisch (Z), bei den andern ist sie ein- (z) oder mehrmals mit einem Wort überspielt. – Diese Kombination von Strophenbau und Versmaß ist neu. Vorher gibt es noch die alkäische Odenstrophe und trochäische Verse, männliche Kadenzen und Strophenzahlen zwischen 1 und 13.

Schema von Nr. 41

3) Der *Reim*: Alle Gedichte sind gereimt, und zwar nicht nur rein, sondern auch graphisch genau. Neben den 14 Gedichten mit Paarreim (P) kommt, innerhalb der Gedichte wechselnd, der umschließende (U) und der Kreuzreim (K) vor.

4) Die *Zeitform*: Durchgehend herrscht der Präsens Indikativ (Ausnahme: der in Nr. 36 und Nr. 39 vorkommende Konjunktiv „vollende“). Die Konzentration darauf setzt schon früh ein, nachdem Nr. 2 noch reiche Tempora und Modi hat und Nr. 5 und 6 deutlich Vergangenes und Zukünftiges von Gegenwärtigem unterscheiden.

Mit der Reduktion an Mitteln des Strophen- und Versbaus und einer Konzentration auf das Präsens geht eine Beschränkung von Sprachmaterial und Sprechweisen einher:

5) Es fehlen *Pronomina* der 1. und 2. Person, *Imperative*, *Fragen*, *Anrufe* und *Ausrufe* (einzige Ausnahme: „uns“ in Nr. 38).

6) Über die Personalpronomina hinaus fehlen andere *Zeigwörter*, welche auf eine bestimmte Situation verweisen. Wenn doch einmal ein „dort“ oder „dieses“ vorkommt, ist es nicht auf die Sprechsituation, sondern auf zuvor Gesagtes bezogen: „Auch dieses ist der Menschheit so gegeben“ (Nr. 47).

7) Es fehlen *Namen und Gattungsbezeichnungen für Lebewesen* außer „Mensch“ und „Menschheit“. (Eine metasprachliche Ausnahme: „So können sie sich freudig Freunde nennen“ Nr. 47.)

Die Fehlanzeigen von Punkt 5–7 kennzeichnen die auffallendste Veränderung gegenüber den früheren Gedichten, wo es das alles noch gibt. Noch Nr. 18 beginnt mit einer Anrede („Sie, Edler! sind der Mensch [. . .]“), Nr. 19 setzt mit einem Ausruf ein („Wie seelig ist's [. . .]“) und in Nr. 20 gibt es einen letzten besonderen Ausdruck für „Mensch“ („Der Landmann, der am Pfluge sich zeiget“).

8) Einleitendes „Wenn“ kommt 11mal vor. Während die Konjunktion früher vorwiegend temporalen Sinn hatte („Wenn ich auf die Wiese komme“ Nr. 12) oder konditionalen („Wenn aus der Ferne . . . ich dir noch kennbar bin“ Nr. 2), hat sie bei Scardanelli proportionalen Sinn, kennzeichnet ein bleibendes Verhältnis: „Wenn aus sich lebt der Mensch, und wenn sein Rest sich zeigt, / So ist's als wenn

ein Tag sich Tagen unterscheidet“ (Nr. 38). Ganz ähnlich funktioniert das „wie – so“, z. B. in Nr. 29: „Wie so das Jahr verweilt, so sind des Sommers Stunden / Und Bilder der Natur dem Menschen oft verschwunden.“ Einfaches Nennen eines Zusammenhangs ist der Sinn solcher Konstruktionen.

9) *Verben*: Das häufigste Verb ist „sein“, nicht nur als Hilfsverb oder Kopula, auch als Vollverb gebraucht:

Die prächtige Erscheinung *ist*, (Nr. 30)

Es *ist* die Ruhe der Natur, (Nr. 31)

Daß [. . .], *ist* aus Vollkommenheit, (Nr. 48)

In ähnlicher Funktion werden gebraucht: scheinen, erscheinen, sich zeigen, sich finden. – Viele Verben sind rückbezüglich, manche ungewöhnlicherweise: sich enden, sich vertauschen, sich empfinden, sich machen. – Verben der Bewegung bekommen oft durch Präfixe eine Richtung: hinabneigen, hinuntergleiten, hinabschlingen, niedersinken, hinausziehen, vorüberreiten. Häufig sind: kommen, gehen, stehen und glänzen, blühen. Zusammenfassend ist zu sagen, daß die Verben sowohl Zustände als auch Vorgänge benennen, einerseits: sein, scheinen, stehen, dauern, weilen, leben . . . andererseits: sich ändern, schwinden, eilen, gleiten, rinnen . . . Im Text halten die gegensätzlichen Tendenzen einander die Waage, gelegentlich bis zur Kontradiktion: „und schneller eilen / Die Tage dann vorbei, die langsam auch verweilen“ (Nr. 40).

10) *Substantive*:

a) „Mensch“ (dazu „Menschheit“) ist das häufigste Substantiv; die anderen oft wiederholten lassen sich unter wenige Gesichtspunkte ordnen:

b) um den Begriff Zeit (Jahr, Tag, Stunde, Morgen, Abend; Frühling, Sommer, Herbst, Winter),

c) um den Begriff Natur (Feld, Berg, Felsen, Hügel; Weg, Straße; Bach, Strom, Welle; Bäume, Blüte; Erde, Luft, Himmel, Wolken, Sterne),

d) als philosophische Zentralbegriffe (Natur, Zeit, Leben, Bild, Geist, Welt, Sinn).

e) Eine Menge substantivierter Adjektive (Hohe, Höchste, Tiefe, Tiefigkeit, Ferne, Freie, Weite, Breite, Helle, Stille, Erhabenheit, Gewogenheit, Geistigkeit) und substantivierter Verben (das Befinden, Beschließen, Streben, Trachten, Glänzen, Wehen, Schweigen) zeugt für eine Tendenz zur Abstraktion.

f) Schließlich fallen Substantive auf, die eine gleichartig positive Gemütslage ausdrücken: Pracht, Glanz, Freude, Friede, das Gute, Bessere, Beste, Herrlichkeit, Harmonie, Vollkommenheit usf. Kontrastwörter dazu gibt es nur vereinzelt: Klage, Not, Sorgen, Zweifel, Leere. Im Kontext sind sie stets mit Formeln der Verneinung verbunden.

Ich raffe das Wichtigste dieser Beobachtungen an Scardanellis Gedichtsprache zusammen:

1) Im Eliminieren der 1. und 2. Person und im Abbau der dialogischen und situativen Merkmale erweisen sich diese Gedichte als Monologe.¹¹

¹¹ In diesem sprachdiagnostischen Sinn braucht Jakobson den Terminus. (Was man in den verschiede-

2) Der Wegfall alles Individuell-Bestimmten, die Substantivierungen und die philosophischen Begriffe lassen eine Tendenz auf das Allgemeine und Abstraktion erkennen.

3) Eine emotionell positive Färbung im Wortbestand deutet auf Affirmation.

II. Das Thema: Relevanz, Aspekte, Endstufe bei Scardanelli

Das Thema, das diese Gedichte umkreisen, ist der Lebensprozeß in seiner äußersten Allgemeinheit: Sein im Werden, das Eine und das Viele, Dauer im Wechsel, das Ganze in seinen erscheinenden Teilen – und die Menschheit innerhalb und angesichts dieses Prozesses. Es ist das Thema der Studienjahre, das Hölderlin mit Hegel und Schelling verbunden hatte: *hen kai pan*. Die Freunde haben es in Werken ausgearbeitet, die in der Philosophiegeschichte Epoche gemacht haben. Hölderlin hat es auf eine qualitativ andere Weise erfahren und behandelt.

Um diese Erfahrung in ihrer letzten poetischen Gestaltung einsehbar zu machen, möchte ich sie absetzen von dem Stellenwert, den die idealistische Spekulation im Leben einsehbarerweise hat und den sie im Leben jener beiden Philosophen hatte, äußerlich betrachtet, d. h. soweit das in Erscheinung trat. Da ist sie zunächst einmal etwas, was am Schreibpult geschrieben und vom Katheder gelehrt wird. Wie jede Arbeit ist auch diese auf ein Alltagsleben mit seinem verantwortlichen Handeln im überschaubaren Kreis bezogen und von ihm getragen. Ich weise auf diesen trivialen Bestand eigens hin, weil Hölderlin einen Ort, wo er sein emotionales Leben und seine spezielle Fähigkeit und Leistung in den Austausch der Individuen in Familie, Freundschaft, Gesellschaft hätte einbringen können, auf Dauer nicht gefunden hat.

Inwiefern geht den Einzelnen, geht uns alle die Spekulation an, die am Rande unserer Lebenswelt (in der Hochschule z. B.) beruflich betrieben wird? Im spekulativen Entwurf wird in Begriffen systematisch abgehandelt, wie sich eben diese Lebenswelt bildet im phänomenalen und geschichtlichen Nach- und Miteinander, Für- und Gegeneinander individueller Subjekte. Die Fichtesche Spekulation vom Ich und Nicht-Ich reflektiert darauf, daß Wahrnehmen, Empfinden, Denken, Urteilen jeweils in einem Subjekt, einem Ich geschieht und daß die Spontaneität jedes Ich eine Grenze findet am eigenen Leib, am Widerstand der Objekte und am Widerspruch der anderen Subjekte. Hegels objektiver Geist ist intersubjektiver Geist in seinen institutionellen Manifestationen. Nur in der Praxis des Miteinanderlebens haben Menschen eine gemeinsame Welt und sich entwickelnde Geschichte. Für dieses Gesamtsystem liefert die idealistische Spekulation ein Modell.

Um in der Lebenspraxis bestehen zu können, braucht man kein solches Modell: es ist Konsequenz aus bloßen Denkvorgängen ohne Gegenstand möglicher

nen Literaturgattungen ‚Monolog‘ nennt, ist normalerweise weder ich- noch ortlos.) Vgl. v. a. den Abschnitt „Rede und Sprache der Schizophrenie“, a. a. O. 77–83.

Erfahrung, hat keine unmittelbare Lebensrelevanz und ist, wie frühere Modelle, prinzipiell ersetzbar.

Wieso gleichwohl spekulative Ideen übermäßige Wichtigkeit für Einsicht und Befinden enthusiastischer, schwärmerischer, radikaler Menschen bekommen konnten und können, macht man sich vielleicht am einfachsten klar, wenn man bedenkt, daß die Begriffe „absoluter Geist“, „absolutes Ich“, „Identität“ (der Identität und Nichtidentität) den Platz einnahmen, den in vorkantischen philosophischen Entwürfen „Gott“ inne hatte, und daß sich das auf die Theologie auswirkte. Aber mehr oder weniger unabhängig auch von theologischer Spekulation ist „Gott“ vor allem ein Name für die Instanz, von deren Macht und Güte der Einzelne sich abhängig *fühlt*. Sprache und Institutionen der Religion überliefern Einstellungen zum Dasein im Ganzen, in denen das Individuum vor Verzweigung wie Überheblichkeit (Hybris) gesichert ist. Hegel hat das Verhältnis des Menschen zum Absoluten in der Religion und in der philosophischen Spekulation deutlich voneinander unterschieden. Was immer es heißen mag, die „höhere“ Stufe sei das absolute Wissen der Philosophie: das Verhältnis des Menschen zum Absoluten, das den ‚ganzen Menschen‘ umfaßt – Hölderlin definiert ihn als „ein Empfindungssystem“¹² –, findet auf der Stufe der Religion statt.

Hölderlins Einstellung zum *hen kai pan* ist religiös. Ihren frühesten poetischen Ausdruck findet sie mit einer erstaunlichen Metapher, die besonders bemerkenswert ist im Hinblick auf die spätesten Zeugnisse jener religiösen Einstellung.

Im Abendschimmer

Stand der Strom. Ein heiliges Gefühl

Bebte mir durchs Herz; und plötzlich scherzt ich nimmer,

Plötzlich stand ich ernster auf vom Knabenspiel.

Bebend lispelt' ich: wir wollen betten!¹³

Wie diese frühe mystische Erfahrung hier in Rhythmus, Melodie und paradoxem Bild poetisch erinnert wird, darin hat man die erste Spur von Hölderlins dichterischem Genius, das Erwachen der eigenen poetischen Sprache gesehen;¹⁴ vielleicht gibt es einen Zusammenhang zwischen der Fähigkeit zu solcher Art Erfahrung und der dichterischen Potenz.

Hölderlin bleibt mit religiöser Intensität auf die Idee des Lebenszusammenhangs im Ganzen bezogen, auch nachdem im studentischen Pathos das philosophische *hen kai pan* – das unter theologischem Aspekt Pantheismus bedeutet – die Vorstellungen der ererbten Religion als Bilder historisch relativiert und die Verbindlichkeit ihrer Institutionen und Riten aufgelöst hat.

¹² StA V, 196.

¹³ StA I, 19.

¹⁴ H. Hoch, *Dichtung und Wirklichkeit bei Hölderlin* (Diss., Referent: Gerhard Krüger, Münster 1947). Ich verdanke dieser Arbeit nicht nur die Aufmerksamkeit auf diese Stelle, sondern auch eine einprägsame Herausarbeitung des „Lebens mit dem Leben der Natur“ und des „Lebens mit dem Leben der Geschichte“ als einander ausschließende Bewußtseinlagen.

Die Problematik, die sich aus jener Idee nun unter dem Aspekt geschichtlicher Gegenwart ergibt, ist bis zur tragischen Konsequenz in Werken gestaltet, mit denen Hölderlin in der Dichtungsgeschichte Epoche gemacht hat. Darin verschmilzt die Rolle des Dichters mit der, die vordem Priester hatten: Der Dichter muß das rechte Maß für menschliches Handeln finden und dafür die seine Zeit leitenden Bilder stiften. Daß Hölderlin diese Aufgabe in Auseinandersetzung mit zeitgenössischen politischen Ideen und Parteien bedachte, die ihrerseits zu einer Neuen Religion tendierten, machen die Forschungen von Bertaux plausibel.¹⁵

Es scheint, als habe Hölderlin zeitweilig das pantheistische Ein und All in seiner grenzenauflösenden Tendenz als Gefahr empfunden; in einem nicht datierbaren späten Bruchstück heißt es:

„ . . . Nicht will ich / Die Bilder dir stürmen. // und
das Sakrament / Heilig behalten, das hält unsre Seele /
Zusammen, die uns gönnet Gott, das Lebenslicht /
Das gesellige / Bis an unser End“¹⁶

Als er schon nicht mehr ‚gesellig‘ lebte, stand der kranke Dichter noch einmal in Waiblingers Gartenhaus dem „hen kai pan“, mit griechischen Lettern an die Wand geschrieben, gegenüber. Waiblinger berichtet: „Er sprach oft lange mit sich selbst, immer das geheimnisvolle vielbedeutende Zeichen anschauend, und einmal sagte er: ‚Ich bin nun orthodox geworden, Eure Heiligkeit! Nein, nein! ich studire gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant und beschäftige mich viel mit der neuern Philosophie.“¹⁷ Die schnelle Folge der konträren Ortsbestimmungen zwischen Rechtgläubigkeit und kunstphilosophischer Autonomie drückt die gleiche Ambivalenz aus wie der oft bezeugte Wechsel zwischen Ja und Nein, für den er das Wort „pallaskh“, das beides zugleich bedeutete, erfand. Es scheint, daß der Sprechende zwischen gegensätzlichen Positionen sich nicht mehr identifizierbar war.

In den letzten poetischen Manifestationen gibt es keine Ausdrücke religiöser Sprache mehr. Der Name Gott kommt in Gedichten zum letzten Mal 1812 vor:

Was hier wir sind, kann dort ein Gott ergänzen
Mit Harmonien und ewgem Lohn und Frieden (Nr. 7)¹⁸

¹⁵ P. Bertaux, Hölderlin und die Französische Revolution (1969) 64 ff. – Hegel hat diese politische Version der Vernunftreligion als eine Ausschweifung der abstrakten Vernunft charakterisiert, sofern alle konkrete menschliche Nähe in der Allgleichgültigkeit der politischen Brüderlichkeit untergeht, und er hat sie in ihren terroristischen Konsequenzen für den Nonkonformisten erkannt.

¹⁶ StA II, 1, 226.

¹⁷ StA VII, 3, 67.

¹⁸ Schluß des schönen Vierzeilers, mit dessen Hilfe Hölderlin im Gespräch mit seinem Hauswirt eine klare Antwort gelungen ist (StA II, 2, 900). Noch hat Hölderlin das „wir“ zur Verfügung und braucht, über den verschiedenen Lebenssinn der Einzelnen sprechend, das vertraut-gemeinsame Wort „Gott“, jedoch durch den unbestimmten Artikel distanziert.

In Scardanellis Gedichten ist es die Natur, welche „ergänzt“:

Daß die Natur ergänzt das Bild der Zeiten
 [. . .]
 Ist aus Vollkommenheit, [. . .] (Nr. 48)

Natur ist das Absolute; im Vorübergehen der Tages- und Jahreszeiten wird nur ihre Ewigkeit und Dauer angeschaut. Dieses Verhältnis vor allem ist es, was sich in der beobachteten Gegensätzlichkeit der Verben grammatisch niedergeschlagen hat. Die „Zeiten“ sind wechselnde Aspekte der „Natur, als Einerlei“ (Nr. 32), und wo ihre Abfolge mit Sturm und Stille, dunkel und hell, Leere und Fülle nicht vorgeführt ist, wird der Kontrast von Bewegung und Ruhe als Relation angeschaut:

Und Bäume mit dem Laube *stehn gebreitet*,
 Daß fast verborgen dort der Bach *hinuntergleitet*. (Nr. 36)

Bach oder Bäume selbst sind keine konkreten Anschauungen, wie so ein einzelnes Zitat noch vermuten lassen könnte, sondern Formeln zur Darstellung jenes Kontrastes. Die Sicht ist nicht, wie sonst ein Mensch in die Welt schaut: in subjektiver Perspektive Bestimmtes wahrnehmend. Vielmehr transzendiert der Blick Endliches ins Unendliche; auf Alles gerichtet, wird Einzelnes unwichtig und gerinnt in der Sprache zum verschieden einsetzbaren Topos:

Dort wo der Strom hinab mit Eile gleitet
 Allwo der Bach hinab mit Wellen gleitet
 Da glänzend schön der Bach hinuntergleitet

und so ähnlich mit Feld, Tal, Berg. In solchen Topoi, die in der Kette der Gedichte als Stereotypen fühlbar werden, zeigt sich, daß nichts mehr aktuell-individuell gesehen ist.¹⁹

Die Häufigkeit von „erscheinen“ (Böschenstein: „ein Schlüsselwort“) und die vielfache Zwischenschaltung von „Bild“ dienen dem gleichen Effekt: sie lockern den Bezug auf Gegenstände, entrücken von aktueller Wirklichkeit und lassen etwas Eigentliches dahinter ahnen:

Der Wald *erscheint* mit seinem dunklen *Bilde*
 Das Jahr *erscheint* mit seinen Zeiten
 [. . .] und wie die Pfade gehen / *Erscheinet* die Natur
 Die Zierde der Natur *erscheint* sich dem Gemüthe
 [. . .] vorüber sind die *Bilder* / Der Jahreszeit
 [. . .] sichtbar ist der Ferne *Bild*
 Der offene Tag ist Menschen hell mit *Bildern*

¹⁹ Das hebt B. Böschenstein ganz ähnlich hervor: „Nichts Individuelles besitzt in ihnen [den Gedichten] ein Recht. Man dürfte noch weitergehen und behaupten, in ihnen werde nichts angeschaut.“ A. a. O. 67.

Zusammenfassend zeigt das „Bild“ nur mehr sich selbst in Glanz und Helle:

Der ganze Sinn des hellen *Bildes* lebet
 Als wie ein *Bild*, das goldne Pracht umschwebet.

Das ist die Sprache eines Geistes, dem alles, was ist, zu Bild und Erscheinung des Absoluten geworden ist. Nur ist das nicht bloß *gedacht* (wie etwa bei Fichte), sondern gelebt und *empfunden*.

Das Fenster, durch das Hölderlin im Tübinger Turm 36 Jahre lang „Aussicht“ hatte auf die selbe Landschaft im Wechsel, den selben Fluß im Vorüberfließen, ist so symbolisch wie wirklich für eine Existenz, die nicht mehr tätig und teilnehmend ins Leben verstrickt ist, sondern interesselos fürs Mannigfaltige, tief gleichmütig, außerhalb steht:

So findet vieles sich, und aus Natur das meiste.

Die Aussagen, die Sich-Finden, Sich-Zeigen und Erscheinen registrieren, kommen überein in der Bestätigung des *Seins*. In der beobachteten ungewöhnlichen Behandlung des Verbum und in seiner Häufigkeit drückt sich eine ungewöhnliche Einstellung aus:

Die prächtige Erscheinung *ist*
 Das Glänzen der Natur ist höheres Erscheinen

Nach Kant soll das „Ich denke“ alle unsere Vorstellungen begleiten können. Von einem Ich findet sich bei Scardanelli keine Spur mehr, was aber alle Vorstellungen begleitet, könnte lauten: *So ist es*, und: *Es ist gut so*. Das erinnert sowohl an den biblischen Gott des 7. Schöpfungstages als auch an den des Ahnherrn dialektischen Philosophierens: „Für Gott ist alles schön, gut und gerecht, die Menschen aber haben das eine als ungerecht, das andere als gerecht angesehen.“ (Heraklit, Fr. 102) Das in seinem Fehlen erschließbare Ich dieser Gedichte ist metaphysisch, ist der Tendenz nach absolutes Ich. Waiblinger bemerkte: „Sein / Hölderlins / ganzes Wesen ist ein entschiedener freylich schrecklicher Idealismus geworden.“²⁰

Bevor sein Geist in den Sog des Absoluten geriet, wo die Grenzen sich auflösen, hat Hölderlin das Schreckliche vorausgeföhlt. Das Gedicht „Hälfte des Lebens“ ist bekannt, ist verständlich; ich lenke die Aufmerksamkeit nur auf ein Wort, in dem das fühlende Ich vielleicht mehr sagt, als ihm bewußt ist:

[...]
 Die Mauern stehn
 Sprachlos und kalt, im Winde
 Klirren die Fahnen.

Klirren – das erstaunliche Wort steigert die genannte Kälte zum empfundenen

²⁰ StA VII, 3, 74.

Frieren, es läßt die Starre der Wetterfahnen im Strom des Windes (imwin) spüren, es enthält die Assoziation des Zerbrechens, und was sich schon vorher („Weh mir!“) als Angst unbestimmt angekündigt hat, ist im Wort (-irr-) versteckt.

Bedacht und mit dem Freunde Sinclair besprochen hat Hölderlin in der letzten Homburger Zeit den grenzüberschreitenden Geist der Poesie; in diesen Gedanken erscheint die Ein-und-All-Philosophie unter poetologischem Aspekt. In Niederschriften Bettinas ist erhalten, was Sinclair 1806 mitgeteilt hat:

„Einmal sagte Hölderlin, Alles sei Rhythmus, wie auch jedes Kunstwerk Ein himmlischer Rhythmus sei [. . .]“
 „[...] die Gesetze des Geistes seien metrisch, das fühle sich in der Sprache [...]“ „[...] und solange der Dichter [. . .] nicht vom Rhythmus fortgerissen werde, solange habe seine Poesie noch keine Wahrheit.“²¹

Daß es gefährlich ist, sich dem aus dem Unbewußten aufsteigenden Rhythmus in der dichterischen Ekstase zu überlassen, ist nicht nur in Hölderlins Hymnen und späten Entwürfen ausgesprochen; wir wissen es auch aus dem Zeugnis anderer Lyriker. Es kann sich eine Revolution im Ich ereignen, aus der der Betroffene nicht ins gemeinsame Leben zurückfindet (Außensicht) oder in der der Betroffene (Innensicht) sich nicht derselbe bleibt, ein anderer wird, der dann z. B. „Scardanelli oder Scarivari oder Salvator Rosa oder so was“²² heißen kann.

Ich fasse zusammen: Das Thema der Scardanelli-Gedichte ist das Thema der zeitgenössischen Philosophie. Die philosophischen Freunde Hölderlins vollenden die von Kant begonnene Denkrevolution – und riskieren (z. B. Fichte) allenfalls ihre berufliche Stellung. Der politisch-aktivistische Freund Sinclair ist in der Strömung der Französischen Revolution an konkreten Umsturzplänen in Württemberg beteiligt (und mit ihm, wenn man Bertaux folgt, Hölderlin) – und riskiert sein Leben. Hölderlin, homo religiosus, der am neuen autonomen Selbstbewußtsein wie an der neuen politischen Freiheitsbewegung empfindend teilhat, riskiert im Ringen um einen dichterischen Mythos, der unter jenen Voraussetzungen das menschliche Maß zwischen gerecht und ungerecht zeigen soll, sein psychisches Gleichgewicht. Er stürzt ab nicht nach der Seite einer geschichtsphilosophischen Politik, sondern einer seinsphilosophischen Religion. Dabei sind die philosophischen Ideen natürlich nicht Ursache seiner Krankheit, sondern Inhalt seines Bewußtseins.²³

²¹ In: Ilius Pamphilius und die Ambrosia, zit. bei Hellingrath VI, 377 ff.

²² So Hölderlin 1841 zu J. G. Fischer, StA VII, 3, 294.

²³ Das Schicksal von Ich- und Kommunikationsverlust entscheidet sich in tieferen Schichten und komplexen Geschichten. Als Laie darf man sich an die frühe Bemerkung halten, Hauptursache sei „der volle Mangel an jener harten Haut, ohne die wir nun einmal nicht durch das Leben kommen können“ (StA VI, 1, 293). Die Metapher erklärt zwar nichts, weist aber auf eine konstitutionelle Ungeschütztheit des Dichters hin. So bewahrt sie vor sinnlosen Schuldzuweisungen an Mutter, Freunde, Ärzte oder die Gesellschaft.

III. Die direkte Botschaft der Gedichte

„Botschaft“ ist hier unemphatisch gebraucht, im Sinne von message, Textmeinung. Diese Meinung lautet: *Alles ist gut*. Von Klage und Sorge ist höchstens einmal verneinend die Rede:

Entfernt dagegen ist zur Frühlingszeit die Klage
Und ferne steht des Zweifels dunkle Frage
Der Mensch vergißt die Sorgen aus dem Geiste

Die Welt im Ganzen ist in Ordnung, und die Menschheit ist glücklich:

Von Freuden ist die Menschheit sanft durchdrungen

Der Mensch erscheint nie als Arbeitender, sondern als Sich-Steigernder:

Der Geist in ihm gewährt ihm neues Trachten
In seinem Innern oft [. . .]
Und höhern Sinn [. . .]

als betrachtend Einverständener:

[. . .] und immer neues Wesen
Erscheint den Menschen recht, vorzüglich und erlesen

und als gemeinschaftlich Feiernder:

Es glänzt das Fest den Städten aus den Thoren.

Man muß nun fragen, was diese Botschaft von der Welt im Ganzen zu tun hat mit der Welt, in der wir leben. Liest man sie hinsichtlich der vielfältigen privaten, gesellschaftlichen, politisch-nationalen und -globalen Wirklichkeit mit der Erwartung einer Auskunft (Referenz), so ist sie freilich absurd, und es ist evident, daß gerade der an Hölderlin als einem politischen Dichter interessierte Interpret diese Gedichte um so mehr verwerfen muß, als er auf des Autors geistiger Gesundheit besteht. – Nun ist der politische Aspekt dieser Botschaft kein illegitimer, und tatsächlich sind die Gedichte unter Wahrheitserwartung in diesem Sinne gelesen worden. Dann allerdings sind die „sanften“ Verse mit „ihrer bewegenden Schlichtheit“ als „in Wahrheit schauerlich und schrill in ihrem Versuch, Harmonie um jeden Preis zu erzwingen“ empfunden worden.²⁴

Aber die Auskunft betrifft nicht die konfliktreiche Lebenswelt, sondern eine Welt, die es nur in einzelnen Köpfen gibt. Man kann die heilpolitische Vision, die

²⁴ W. Jens in seinem Beitrag zur Frankfurter Anthologie, FAZ vom 26. September 1981. Hier zeigt sich ambivalente Rezeption als inkonsistente Beschreibung. Ähnliche Inkonsistenzen sind bei Bertaux nachzuweisen, der die verworfenen Gedichte gelegentlich doch hermeneutisch ernst nimmt. Solche Unstimmigkeiten wären aufklärbar durch Reflexion auf eigene Einstellung und möglicherweise unangemessene Referenzerwartung.

Bertaux am Hauptwerk Hölderlins herausarbeitet, hier in einer konsequenten Endstufe finden. Das aus den Toren glänzende Fest (Nr. 31) mag sogar wirklich an den historischen Vorgeschmack der politischen Seligkeit bei der Fête de la Fédération von 1790 erinnern, wie sie in G. Forsters enthusiastischem Bericht aufscheint, den Hölderlin wahrscheinlich im Stift gelesen hatte.²⁵ Als Utopie der endgültig befriedeten Menschheit gelesen sind Scardanellis Gedichte gar nicht absurd: sie zeigen im konfliktlosen Zusammenspiel von Teil und Ganzem, in Geschichtslosigkeit, Frieden und Vollendung eine auf ihre generellen Kennzeichen reduzierte Utopie.

Man kann aber auch – und das scheint mir angemessener – die Welt hier betrachtet finden aus der „Position“ des absoluten, von allem Akzidentellen gelösten Ich. Bei diesem Wechsel der eigenen Einstellung und Erwartung erkennt man die eindrucksvolle Folgerichtigkeit der Grammatik dieser Dichtung: Ausscheidung der dialogischen Merkmale, des Zeigens, der Besonderheiten. Der Betrachter im Gedicht reduziert und ist reduziert auf das Generelle. Im Gegensatz zu Hölderlin-Hyperion²⁶ sieht Hölderlin-Scardanelli keine Handwerker, aber Menschen, keine Denker, aber Menschen, keine Priester, aber Menschen, keine Herrn und Knechte, Jungen und gesetzte Leute, aber Menschen. Und deren Betrachten ist wiederum nur auf Generelles gerichtet:

Dann kann *der Mensch* [. . .]
Gemäß der Menschheit so des Lebens Welt betrachten

Das Betrachtete sind vor allem die zyklischen Jahreszeiten. Schon früher hatte Hölderlin den Gedanken, „daß der Sommer im Grunde so schön ist wie der Frühling“, korrigiert mit leichtem Verzicht auf besondere, konkrete Anschauung: „oder vielmehr daß weder der eine noch der andere ganz schön ist, und daß die Schönheit mehr in allen Lebenszeiten zusammen [. . .] besteht, als in einer einzigen“²⁷. Scardanellis Frühlinge und Winter mit Feld und Wald, Berg und Tal sind gar keine sinnliche, sondern intellektuelle Anschauung: „Bild“ und „Erscheinung“ des Seins, das hier „Natur“ heißt. Liest man die Gedichte als „Andenken des Seins“, mit der doppelten Bedeutung des Genitivs, dann werden gerade die Stellen, die auf den ersten Blick unsinnig schienen, auf einmal verständlich und klar:

Die Zierde der Natur erscheint sich dem Gemüthe

[. . .] daß sich zu hohem Bilde
 Sich zeigt die Natur [. . .]

Die Reflexivpronomen sind mit spekulativer Präzision gesetzt: die Natur *zeigt*

²⁵ Zitiert bei Bertaux (1969) 162.

²⁶ StA I, 480.

²⁷ Brief an die Schwester, Juli 1799.

sich sich selbst; sie erscheint *sich* selbst, indem sie „dem Gemüthe“ des Menschen als absolutem Ich erscheint. – Der tautologische Schluß von Nr. 35:

Der ganze Sinn des hellen Bildes lebet
Als wie ein Bild, das goldne Pracht umschwebet

ist so sinnvoll wie die philosophischen Sätze: Das Sein ist es selbst; das Sein hat seinen Sinn in sich selbst.

Als Ausdruck eines zum Absoluten tendierenden Ich werden auch die absoluten Komparative, diese sonderbaren Steigerungen ohne Vergleich, erklärbar:

Höheres Leben; Höhere Menschheit; „das weit gedehnte Leben“ erscheint „geistiger“; „die Gebilde sind [. . .] erscheinender“; „das Glänzen der Natur ist höheres Erscheinen“.

Der überlegene Blick in den Grund alles Seienden muß sich von dem des gewöhnlichen Lebens absetzen. Indirekt weist insofern der Komparativ auf die fundierende Lebenswelt zurück. Auch die Zustimmung zur Freude und die Abweisung der Sorge sind aus der Gleichgültigkeit des absoluten Ich nicht ableitbar. Zeigt sich darin ein „Rest“ des partikularen Ich?

Diese Unterscheidung macht Scardanelli selber unter dem Titel „Der Mensch“ (Nr. 38):

Wenn aus sich lebt der Mensch und wenn sein Rest sich zeigt,
So ist's, als wenn ein Tag sich Tagen unterscheidet,
Daß ausgezeichnet sich der Mensch zum Reste neiget,
Von der Natur getrennt und unbeneidet.

Zweifellos ist in der ersten Zeile weder ‚sich ausleben‘ gemeint, noch ‚aus sich leben‘ (die Betonung liegt auf ‚aus‘!), sondern ‚außer sich leben‘, Ekstase als dauernder anderer Zustand. Ein weiterer Scardanelli-Ausdruck dafür ist ‚in die Ferne gehen‘. Jakobson hat an den Lauten bewußt gemacht, daß die Bedeutung ‚vergehen‘ mitschwingt.

Im folgenden konzentrieren wir unsere Aufmerksamkeit auf den erschließbaren Autor im Gedicht. Von der direkten unterscheiden wir eine indirekte Botschaft.

IV. Die indirekte Botschaft: Entgrenzung des Subjekts

Über das dialektische Verhältnis von transzendentelem (absolutem) und empirischem Ich kann man spekulieren. Was uns aber in Scardanellis Gedichten bewegt und was wir lernen, d. h. was wir ansatzweise erfüllen und erkennen können, ist, wie ein nicht mehr geselliger Mensch dieses Verhältnis *erlebt*. Die indirekte Botschaft ist Nachricht von einem menschlichen Befinden in unmenschlich

ausgeweiteter Geistigkeit, das sich nicht mehr im Gespräch, nur noch im dichterischen Monolog mitteilen kann. Eine Erfahrung wird spürbar, der man sich pathographisch nur von außen nähert, die aber im Gedicht als innere Erfahrung erschließbar wird und uns angeht als eine menschenmögliche Erfahrung.

Die Abweisung von Sorge und Klage erinnert an die oft wiederholte Beteuerung des Kranken: „Es geschieht mir nichts!“ In der Behauptung der Güte und in der Betonung der Heiterkeit steckt ein Moment der Beschwörung: *So gut und friedlich soll es sein!* und der Selbstbeschwichtigung: *Nur ruhig, es ist alles gut!*

In der Erschließung der „existentiellen Befindlichkeit“ durch ihre poetische Äußerungsart hat keiner bisher so Direktes gesagt wie Wilfried Thürmer.²⁸ Er beschreibt und interpretiert die Steuerungsprinzipien der Gedichtsprache: wie die Reihung der Topoi, die je nominativisch eingesetzt sind (so daß keine einzelne Initialwirkung oder besonderes Gewicht hat), eine eigentümliche Flächenhaftigkeit, Offenheit, Schwerpunktlosigkeit und schwebende Unbestimmtheit bewirkt. Thürmer schließt die Textbeschreibung mit der Wirkungsbeschreibung eng zusammen: „Die Pfade gehn entfernter hin . . .“ „Enthält dieses ‚sie gehn hin‘ nicht ebenso wie ‚entfernter‘ ein Von-sich-selbst-Absehen, ja, Als-ordnendes-Subjekt-gar-nicht-mehr-vorhanden-Sein? Es bezeichnet tiefe Interesselosigkeit am Gegenwärtigen und am Geschehen überhaupt.“ Er betont, Natur sei hier „keineswegs wie etwas Umschließendes, Haltgebendes, Festes . . . Sie wird vielmehr so eingesetzt, daß ihre Dinge zu Bildern und Zeichen des Sich-Öffnens, Sich-ins-unendliche-Verlierens werden.“²⁹ Das scheint mir zutreffend beschrieben, aber wenn es weiter heißt: „. . . die Natur fungiert praktisch nur noch als Negativform, ihre Dinge werden zu Chiffren des sich entgrenzenden Gefühls, und in dieser Entgrenzung findet das Gefühl Ruhe“,³⁰ so ist das mißverständlich. Nicht das Gefühl entgrenzt sich, sondern die Entgrenzung des Subjekts wird fühlbar, indem ihm die Dinge in die Unfühlbarkeit entgleiten. Und gegen „Negativform“ muß eingewendet werden, daß die an sich gestaltlere Natur mit den Attributen prächtig, herrlich, glänzend verbunden ist.

Wie kommt der Glanz in die Leere? Muß sich das beschwörende Ich bei seinen Vorstellungen nicht auf etwas Erfahrenes abstützen können? – Jakobson hat eine grammatisch begründete Vermutung geäußert, die hier weiterhelfen kann. Im Gedicht „Wenn in die Ferne . . .“ findet er im Überwiegen des weiblichen Genus, in einer Kette von 18 anlautenden D und vor allem in auffallenden Entsprechungen zu dem Gedicht „Wenn aus der Ferne . . .“ Spuren der „heimlichen Anwesenheit Diotimas“. ³¹ Er erinnert auch an eine irre Äußerung Hölderlins, die in diesem Zusammenhang symbolischen Sinn bekommt. Nach Diotima gefragt, stößt der Kranke hervor:

²⁸ W. Thürmer, Zur poetischen Verfahrensweise in der spätesten Lyrik Hölderlins (1970).

²⁹ A. a. O. Kap. I, 28, 68.

³⁰ A. a. O. 72.

³¹ Jakobson, 90. Michael Franz hat Jakobsons Hinweise auf Hölderlins anagrammatische Spiele mit den

„Ach, reden Sie mir nicht von Diotima, das war ein Wesen! und wissen Sie: dreizehn Söhne hat sie mir geboren, der eine ist Kaiser von Rußland, der andere König von Spanien, der dritte Sultan, der vierte Papst u.s.w. [. . .].“³²

Wie tritt Diotima hervor aus dieser Phantasie? Als die große Gebärerin (natura naturans) mit Pracht und Glanz und Herrlichkeit.

Auf der Höhe seines Lebens war Diotima für Hölderlin Inbegriff der Natur. Am Ende seines Lebens ist ihm die Natur vielleicht Inbegriff von Diotima.

Aber die Natur im Schimmer Diotimas oder jenes frommen kindlichen Epiphanie-Erlebnisses tritt erst hervor in ihrer Beschwörung und Erschaffung durch die dichterische Form. Wir wenden uns nun der Art und Leistung dieser dichterischen Objektivierung zu.

V. Die Bedeutung der poetischen Organisation: Begrenzung des Objekts

Thürmer hat die zentrifugale Tendenz des sich ins große Ganze entlassenden Subjekts überzeugend interpretiert aus dem mühelosen Sprechfluß, aber der gegenwirkenden Kraft der konzentrischen poetischen Gestaltung des Gedichtganzen; dem Architektonischen, keine Aufmerksamkeit zugewandt. Jakobson, der seine Studie zuerst „Zu Hölderlins Baukunst in seiner letzten *Aussicht*“ nennen wollte, widerspricht ihm darin vehement und weist seitenlang (71–75) architektonische Bezüge zwischen den Strophen nach.³³ Ich deute hier nur ein paar auf den ersten Blick zu erkennende strophenverbindende Symmetrien an (Nr. 48):

Anfangsbuchstaben durch eine Zusatzentdeckung gestützt: er fand die Initialen des wirklichen Namens der Geliebten im Gedicht „Diotima“:

D _____
 D _____
 D _____
 S _____ S

Dieses Schema ist der Veröffentlichung eines Briefwechsels über „Die Anwesenheit Diotimas“ zwischen M. Franz und R. Jakobson in *Le pauvre Holterling*, Blätter zur Frankfurter Ausgabe, Nr. 4/5 (1980) 16, entnommen.

D _____
 D _____
 D _____
 G _____ G

³² StA II, 1, 294.

³³ Thürmer, der bei vielen Gedichten einzelne Syntagmen aufgreift, verfolgt das Fügen der Worte im Nacheinander; Jakobson, der ein Gedicht analysiert, ist auf das Zueinander der Elemente im Ganzen konzentriert. Die Kontroverse wäre durch Einigung über den Wortgebrauch „architektonisch“ beizulegen.

Einfache Symmetrie:

- 1 Wenn N
- 2 Wo N
- 3 Ist auch H
- 4 Der H

- 1 Daß N
- 2 Daß N
- 3 Ist aus H
- 4 Den H(+N)

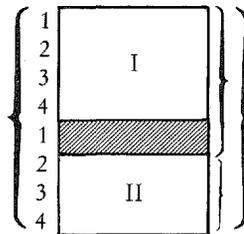
Spiegelsymmetrie:

- 1 Wenn Menschen geht
- 2 Reben
- 3 leer
- 4 Bilde
- 4 Bild
- 3
- 2 Vollkommen
- 1 Menschen dann Blüth'

In einfacher Symmetrie verbinden ähnliche Satzgefüge (H, N) und ähnliche Lautparallelismen die Strophen. Daß den reihenden, dynamischen, entgrenzenden Funktionen im Sprechgestus eine rundende, statische, ergänzende im Bau der Strophen entgegensteht, mögen ein paar Phänomene der Spiegelsymmetrie auf lexikalischer Ebene zeigen. Da ist vor allem die große Klammer des Wenn – dann von der ersten zur letzten Zeile. „Bild“ kommt in der letzten Zeile der ersten Strophe und in der ersten Zeile der letzten Strophe vor. Dem Nomen „Menschen“ in der ersten Zeile entspricht das gleiche in der letzten Zeile, zuerst verbunden mit dem Weggehen in die Ferne, dann verbunden mit dem Zukommen des Glanzes. Diese Beobachtung leitet über zum Spiel der Antonyme zwischen den Strophen: Hier „geht“, dort kommen-“; hier „leer“, dort „Voll-“; hier „Reben“ (als Zeichen des sinkenden Jahres mit den Assoziationen Reife, Erfüllung, Sterben . . .), dort „Blüth“ (als Zeichen des steigenden Jahres mit den Assoziationen Jugend, Hoffnung, Erneuerung . . .).

Einblick in die Dichte der Symmetrien, die in Hölderlins letztem Gedicht die Teile untereinander und zum Ganzen verbinden, gibt Jakobsons Analyse, der als Motto Hölderlins Wort voransteht: „Alles greift ineinander.“ Wer sie nacharbeitet, d. h. jede notierte Beobachtung am Gedichttext überprüft, wird eine Gleichgewichtsverteilung im Ganzen ermessen, die niemals Produkt bewußter Formung sein kann. Die Analyse legt ein Netzwerk geometrischer Verbindungslinien und Figuren frei, in dem ein Ganzes sichtbar wird, das mehr ist als die Summe seiner Teile: das Eine im All seiner rhythmischen, lautlichen, grammatischen, vokabulären und syntaktischen Erscheinungen. Es ist sonderbar, daß L. van de Velde

4:4 8:5=5:3



meinen kann, der Text als ganzer spiele in der Analyse „eine nur marginale Rolle“. Zwar werden „Laute, Morpheme, Wörter“ untersucht, aber doch immer hinsichtlich ihres Gliederungsvermögens im Text, ihrer Musterbildung fürs Ganze. Nicht nur ständig indirekt, auch direkt ist der Gesamttext im Blick, z. B. bei der Aufdeckung einer Organisation der Verse nach dem *Goldenen Schnitt* (73 ff., vgl. S. 104), die durch die Konzentration spezieller Merkmale in den drei letzten Zeilen auffällt. Die Statistik der Symmetrie zwischen den Strophen wird dynamisiert durch eine Ordnung nach der *sectio aurea*, und die Überlagerung beider hebt die 5. Zeile, das semantische Zentrum des Gedichts (die maßgebende Rolle der Natur) hervor.

In der Analyse werden sukzessiv die Relationen sichtbar, das nämlich, was simultan das Gedicht im Innersten zusammenhält. In seiner poetisch-formalen Qualität wird das Gedicht als Ganzes Symbol für die vollkommene Welt, wobei *für Hölderlin selbst Symbol und Symbolisiertes ineins* fallen.

Hölderlin konnte allem Anschein nach seine Innenwelt nicht mehr objektivieren – außer im Gedicht. Das heißt: seine Innenwelt war weitgehend chaotisch – außer beim Dichten. Das Hölderlinsche „Sich-Entlassen in eine Unendlichkeit“ (Thürmer) ist ja kein freiwilliger Akt, wie er in Hegels selbstgewisser Verkündung in „Eleusis“ erscheint: „Was mein ich nannte, schwindet / Ich gebe mich dem Unermeßlichen dahin, / Ich bin in ihm, bin alles, bin nur es“, sondern es muß im Unterschied dazu als Hingerissenheit und Selbstverlorenheit verstanden werden. Was der eine bewußt hyperbolisch sagt, ist dem Geist des andern wirklich geschehen. Daß Hölderlin aus jenem „andern weiten Leben“ (Nr. 38) überhaupt noch etwas verkünden kann, ist einzig der poetischen Ordnungskraft zu verdanken. Eindrucksvolles Zeugnis davon sind zwei Widmungen für Christoph Schwab von 1841 (in dessen Exemplar der Hölderlinschen Gedichtausgabe von 1826 geschrieben). Die prosaische zeigt, daß Hölderlin, wo er sich diskursiv äußert, in einen Regreß tautologischer Abstraktionen gerät, wo das Sagen nichts mehr sagt: „Es ist eine Behauptung der Menschen, daß Vortrefflichkeit des inneren Menschen eine interessante Behauptung wäre. Es ist der Überzeugung gemäß, daß Geistigkeit menschlicher Innerheit der Einrichtung der Welt tauglich wäre. Scardanelli.“

Nicht nur schön, auch klar erhebt sich aus dem Chaos der Gedanken, was er poetisch formuliert:

Überzeugung.

Als wie der Tag die Menschen hell umscheinet,
 Und mit dem Lichte, das den Höhn entspringet,
 Die dämmernden Erscheinungen vereinet,
 Ist Wissen, welches tief der Geistigkeit gelingt.³⁴

Besucher der letzten Jahre haben berichtet, wie sich der Dichter beim Dichten veränderte: „Stellte sich der Kranke an sein Pult, um Verse niederzuschreiben, [. . .] so schien sich sein ganzes Wesen zu verjüngen, die Blicke wurden freier, die

³⁴ StA II, 1, 366.

Züge belebter, und Spuren einstiger Jugendschönheit traten unverkennbar hervor.³⁵ Vom April 1843 notiert derselbe Zeuge, wie Hölderlin Verse für ihn niederschrieb: „Lebenslang bleibt mir sein Gesichtsaufleuchten in diesem Augenblick unvergessen, Auge und Stirn glänzten, als wenn niemals so schwere Verwirrung darüber gegangen wäre.“³⁶ Ähnliches erinnert Gottlob Kemmler: „Wenn er, am Pulte stehend, seine Gedanken zum ‚dichtenden Gebet‘ zu sammeln rang; da war alle Aengstlichkeit von der gedrückten Stirne weggeflohen, und eine stille Freude verbreitete sich darüber; man mochte noch so laut um ihn her sich unterhalten, ihm über die Schulter sehen, nichts vermochte ihn da zu stören [. . .].“³⁷

Christoph Schwabs Tagebuchnotizen bezeugen, daß Hölderlin bis in die letzten Lebensjahre zeitweilig unruhig, gepreßt, und immer mehr oder weniger wirr und schwankender Stimmung blieb. Die „glückliche Erfahrung, sich ins Unendliche öffnen zu können, auch nichts mehr suchen und unterscheiden zu müssen und doch bei diesem Erleben eine neue und gute Wirklichkeit zu finden“,³⁸ scheint keine Alltagserfahrung gewesen zu sein. Nur in der konzentrisch ordnenden Sprache der Dichtung ordnet sich des Dichters Innenwelt. Das zentrifugale Gefühl, alles greife ineinander, findet in seiner poetischen Fassung Halt. Das Dichten selbst ist die glückliche Erfahrung, und das Gedicht, in dem alles ineinandergreift, ihre Objektivation. Schöpferisch lebte Hölderlin in der guten, weil (symbolisch) faßbaren Unendlichkeit, und so war für ihn *alles gut*.

VI. Zur Einstellung der Leser

Das Geschaffene wird vom alten Dichter achtlos weggegeben: es verfällt der grundsätzlichen Gleichgültigkeit alles Vereinzelten. Was hält nun der Empfänger in Händen? Ein Andenken vom kranken Hölderlin?

So haben die meisten Besucher und Zeitgenossen seine spätesten poetischen Gaben aufgefaßt, entweder vorwiegend als Erinnerung an den verehrten Kranken, der einmal den Hyperion geschrieben hatte, oder mehr als Zeugnis eines Dichters, dessen „ganzes Genie sich noch darin zeigt“.³⁹

Anderthalb Jahrhunderte später stehen wir noch befremdet vor diesen seltsam ort- und zeitlosen Gebilden. Sie passen in eine diachrone Reihe des poetischen Formenwandels nirgends hinein. Liegt es an der extremen „Position“, aus welcher und über welche die Botschaft ergeht, oder liegt es an ihrer außergeschichtlichen poetischen Hyperstrukturierung, daß man diese Gedichte nicht so liest wie etwa „Hälfte des Lebens“ oder Gedichte von Brentano, von Mörike? (Schmetterlinge, deren wunderbar symmetrische Flügelzeichnung Staunen erregt, die aber nicht

³⁵ J. G. Fischer, StA VII, 3, 297.

³⁶ StA VII, 528.

³⁷ StA VII, 3, 366 f.

³⁸ Thürmer, 62.

³⁹ So G. Schwab, StA VII, 3, 211.

auffliegen.) Es gibt in ihnen keine Überraschungen mehr (was vollkommen zu ihrer Botschaft paßt); sie haben, vergleichsweise, minimales Leben.⁴⁰ Solchen Eindruck erweckt, mehr als das einzelne Gedicht, die ganze Gruppe. Diese Differenzierung scheint mir wichtig; mit ihrer Hilfe werden manche Unterschiede der Rezeption verständlich. Die indirekte Nachricht der Ichverlorenheit wird spürbarer im vielfach manifestierten Enthusiasmus fürs Ganze bei Gleichgültigkeit fürs Einzelne. Der immer wiederholte Blick auf „das Leben“ ohne Wahrnehmung des Lebendigen ist keine Einstellung, die mitfühlende Identifikation zuläßt.

Jakobsons an der Leistung der poetischen Sprache interessierter Blick ruht auf einem einzelnen Gedicht, bei den übrigen interessieren ihn die jeweiligen Abwandlungen des Typos so, daß er den Einwand der Stereotypie oder Monotonie nicht gelten läßt. Er vergleicht diese Wortkunst der monumentalen mittelalterlichen Kunst, die bei einem strengen Kanon beschränkter Mittel um so reichere Variationen entfaltet.

Dieser Vergleich mag sich auch aus einem semantischen Grunde nahegelegt haben. Frühe und späte Interpreten haben Ausdrücke des religiösen Lebens gebraucht, um das Dichten eines Dichters zu charakterisieren, der selbst in seiner letzten Schaffensperiode das religiöse Vokabular ausgeschieden hat. In religiöser Sprache und Tradition ist das Anschauen der Dinge dieser Welt *sub specie aeternitatis* und die Versenkung in Gott als den Grund alles Seienden eine vertraute Einstellung. Ist sie aber identisch mit dem Andenken des Seins, wie es aus Scardanellis Gedichten spricht? Warum braucht Hölderlin nicht mehr die von seiner Kindheit bis zu den späten Hymnen genutzte religiöse Sprache?

Die entscheidende Differenz zwischen dem Dichter etwa von „Patmos“ und dem der Scardanelli-Gedichte ist der Verlust des Ich und Du und damit auch der personalen Substanz der Religion, die sie zumindest in unserer Tradition, christlich wie griechisch, hat. In den späten Hymnen ist Christus, ob nach dem ‚vesten Buchstab‘ rechtgläubig oder als „Herakles‘ Bruder“ zeichenhaft-ideell verstanden, kommunikativ besprochen (für den Landgrafen, z. B.) oder invokativ angesprochen. Für die Seinsmystik Scardanellis sind religiöse Sprache und Vorstellungen nicht brauchbar, weil das „wahre Leben“ (das absolute) „geistiger“ ist, und sie ist symbolisch nicht brauchbar, weil die Differenz von Zeichen und Wirklichkeit geschwunden ist.

Aufgrund dieser Überlegungen ist der eine berichtete Fall, wo Hölderlin zur Zeit der Scardanelli-Dichtung sich religiöser Rede bedient, so blödsinnig nicht, wie er dem Berichterstatter vorgekommen ist. Christoph Schwab notiert unter dem Datum 21. Januar 1841: „[. . .] Endlich als er mich durchaus forthaten wollte, sagte er, sich als gemeinen Narren verstellend: ‚Ich bin unser Herrgott‘, [. . .].“⁴¹ Scardanellis Botschaft *Alles ist gut* im Gedächtnis, erinnern wir uns an die

⁴⁰ Spürbar wird das auf die Dauer vor allem im Rhythmus, dessen seltene Abweichungen keine semantische Evidenz haben. So erhalten sie in der Kette der Gedichte Ausdruckswert dafür, daß bei festgelegtem Grundverhältnis es im einzelnen nicht so drauf ankommt.

⁴¹ StA VII, 3, 205.

Patmoszeile, die *Christi* Worte⁴² zusammenfaßt in der Formel „Denn alles ist gut“ (v. 88). Für den Christen ist Christus, und nur er, mit dem Absoluten identifizierbar. Hölderlin sagt seine – christlich nicht zu vermittelnde – Wahrheit (absolute Position) in der Sprache des Christen, in der sie provokant ist und schockieren muß. Er erreicht seine Absicht, den Besucher zu vertreiben, durch ein verwickeltes Seine-neue-Wahrheit-in-seiner-alten-Sprache-Sagen.

In Existenz und dichterischem Wort scheint der alte Hölderlin fühlend vorzuführen, was Schelling 1795 in einem Brief an Hegel denkend durchexperimentiert: Weil es keinen „persönlichen Gott“ gibt, der von sich Bewußtsein hätte, „ist unser höchstes Bestreben die Zerstörung unserer Persönlichkeit“.⁴³ Daß Hölderlin aber in seinem „neuen weiten Leben“, das ihm die Fähigkeit zum Fühlen im nahen Leben entzogen hat,⁴⁴ „Gott“ aus dem Spiel läßt: darin übertrifft er Schelling (so meine ich) an Konsequenz.⁴⁵

Bei der Auffassung so perspektivenfreier, quasi subjektloser Gedichte kommt entscheidend die Einstellung des lesenden Subjekts zur Geltung. Um die Konsistenz der Gedichte zu gewahren, bedarf es einer Unterscheidung der direkten und der indirekten Botschaft und einer Reflexion auf deren Korrelation.

Einzelne Gedichte wird ein Leser auch ohne das ins eigene heimatlich-religiöse oder auch philosophisch-metaphysische Idiom übersetzen können und als Zeugnis unergründlichen Einverständnisses mit Leben und Welt hinnehmen. Nicht jedes

⁴² „denn nie genug / Hatt' er von Güte zu sagen / Der Worte,“ v. 84–86.

⁴³ Briefe von und an Hegel, Bd. I, hrsg. von J. Hoffmeister (³1969) 22.

⁴⁴ In einem Gedicht von Ilva Oehler habe ich eine Deutung des Namens Scardanelli (s' card-) gefunden, die mich inzwischen mehr überzeugt als die von R. Jakobson. Sie setzt bei Hölderlin ein (bewußtes, halb-bewußtes, unbewußtes?) Fühlen der eigenen Fühllosigkeit voraus.

Scardanelli

Herz-los heiss ich,
denn sie haben
das Herz des Herzens
nicht geschont
und mir das Liebste
entrissen.
Noch zuckt von dem Schlag
Gesicht mir und Schulter
und ruhelos
umgetrieben
messen die Schritte
den Zwinger,
Ungereimtes
such ich vergebens
zu reimen,
denn wie, ohne Herz?

Aus: Eisevogeltage (Lahnstein, o. J.)

⁴⁵ Beim Wiederlesen in „Das Leben Friedrich Hölderlins“ von Michel (1940, Nachdr. 1963) stoße ich auf eine in ihrem Kontext „paradoxe Aussage“, die in den hier dargelegten Gedankengang paßt: „daß in der Denkarbeit selbst sich ein Zug voller Gesundheit erhält und daß das Krankhafte [...] in den *Kurzschlüssen zwischen Denken und Empfindung* [...] liegt.“ (529, Hervorhebung von mir.)

Gedicht ist dazu so geeignet wie das besonders schöne letzte. Es löst eingangs aus der Sicht der nahgewohnten Welt, lenkt in der Andeutung aller Jahreszeiten auf das zyklische Immer (die „heilige Zeit“ der Griechen) und wendet die Aussicht auf Tod und Leben zur Einsicht in die Vollkommenheit des Ganzen, die im feiernden Nennen anerkannt wird. Was aus „des Himmels Höhe“ „dem Menschen“ „glänzet“, kann als Sonnenlicht, Licht der Erkenntnis und als Gnade verstanden werden.

Die Gedichte insgesamt mit ihrer wie rituellen Wiederholung des Immergleichen verwehren den Nachvollzug. Der Dichter erscheint dem Abstand nehmenden Leser als gefangen in einer einsamen Liturgie des hen kai pan.